Dem Staate verloren /

Von Reichsminister Dr. Joseph Wirth

Wer in diesen Tagen der politischen Entscheidung noch die Kraft und die besinnliche Ruhe fand, an den deutschen Staat zu denken, wird wohl mit Erstaunen dem gestellten Thema Beachtung schenken. „Der parlamentarische Kampf um die Young-Gesetze ist mit deren Verkündung im Reichsgesetzblatt zu Ende", so heißt es im geschichtlichen Dokument des Herrn Reichspräsidenten. „Der Kampf geht weiter", so proklamiert Herr Hugenberg am andern Tage. Wie sind solche Widersprüche, solche Gegensätze im deutschen Volk erklärbar? Auf das Erklären muß man von nun an verzichten. Man kann nur noch Feststellungen treffen und an die Feststellungen staatspolitische Betrachtungen anknüpfen.

Nach 10jähriger demokratischer Entwicklung Deutschlands stellt der kritische Beobachter fest, daß in den Kreisen der sogenannten nationalen Opposition ganze Gruppen den Weg mit Beschleunigung fortsetzen, der sie noch weiter als bisher vom Staate wegführt. Hugenberg und die Seinen, die Vereinigten vaterländischen Verbände Deutschlands, der Kyffhäuserverband der Vereine deutscher Studenten rennen vom deutschen Staate weg. Sie sind, obgleich sie es nicht wollen, Verlorne des deutschen Staates. „Dem Staate verloren" lautet deshalb unser Thema. Das höchste verfassungsmäßige Organ des Deutschen Reiches, der Reichspräsident, hat gesprochen. Seine Mahnungen gingen weit hinaus ins deutsche Land. Er setzte seine Unterschrift unter die verfassungsmäßig verabschiedeten Gesetze, nachdem bei ihm nach gewissenhaftester Prüfung der Gedanke eines Volksentscheides oder gar die Erwägung seines Rücktritts keinen Boden fassen konnte. Politisch gesehen sind deshalb die Probleme der Haager Abmachungen abgeschlossen.

Gewiß hat jeder Deutsche, um ein altes Wort zu gebrauchen, noch die Möglichkeit, drei Tage oder drei Wochen über das Ganze zu schelten. Aber im Schelten steckt kein politisches Element. Im Schelten, im Toben und Wüten über Vollzogenes gibt es keine Wegfindung, keine Zielsetzung. Aus dem Wirrwarr der gellenden Stimmen gibt es keine Harmonie, kein Zusammenklingen. Am allerwenigsten vermag die Jugend aus dem wüsten Toben politische Kraft zu schöpfen. Das Ganze ist abwegig und endet im tollen Spuk. Doch, wer sollte es glauben: die vom Staat abwandern, die den Staat fliehen, die dem Staate, der die Volksgemeinschaft umschließt, überhaupt zornig den Rücken kehren, vermessen sich nicht nur, dem politischen System der deutschen Demokratie neuen Haß zu schwören. Sie wenden sich in ihrer blinden Wut sogar gegen den höchsten Repräsentanten des deutschen Volkes, gegen den Herrn Reichspräsidenten selbst. Ein Dokument des Ungeistigen, des politisch Negativen, besser gesagt, des Unpolitischen bleibt für immer die Entschließung der Vereinigten vaterländischen Verbände Deutschlands: „Die alten Feinde des Bismarck-Reiches, die Parteien der schwarzrotgoldenen Internationale, haben die von allen Stellen für undurchführbar gehaltenen Tributpläne angenommen.

Wir erklären vor dem ganzen deutschen Volke, daß wir diese Diktate niemals als bindend anerkennen werden. Wir werden in unserm Kampfe für die wahre innere und äußere Befreiung unsers Volkes nicht nachlassen.

Wir halten es für unfaßlich, daß der Herr Reichspräsident unter die Dokumente der Ausplünderung und Versklavung Deutschlands seinen weltgeschichtlichen Namen setzen und sich damit auf die Seite der historischen Feinde Bismarcks stellen wird."

Es ist leicht, auf der dürren Heide des politischen Ungeistes noch einige Disteln zu finden. Auch nicht das gutmütigste Tier würde sie als Nahrung aufnehmen. „Wie dieses selbstmörderische Verhalten eines verblendeten Teiles unsers Volkes in der Geschichte ohne Beispiel dasteht, so ist das Verhalten des Reichspräsidenten." So lautet ein Satz in der „Deutschen Zeitung" vom 13. März, die an diesem Tage schwarz umrändert erschienen ist. Sogar eine konservative Zeitung hat sich in die unpolitische Wüste verloren. Die „Kreuz-Zeitung" meldet: „Und dennoch können wir vom Standpunkt der nationalen Opposition aus doch nur mit großem Schmerze Hindenburgs Namen unter dem Versklavungspakt sehen, auch weil wir der Meinung sind, daß ein immer weiteres Hinausschieben und Vertagen des Zusammenbruchs unsers ganzen Systems schließlich nur zu einer Verschlimmerung unsrer verworrenen Zustände führen kann. Einmal muß der Giftbecher doch ausgeleert werden, den die verbrecherische Novemberrevolution gemischt hat. Wir werden uns um die große Entscheidung, die einmal kommen muß, nicht mehr lange herumdrücken können."

Aus diesen Darlegungen geht wenigstens noch das eine hervor, daß gewisse altkonservative Gruppen mit einer Katastrophe des deutschen Staates gerechnet haben, daß sie auf einen Zerfall und auf das Erliegen aller politischen Kräfte in Deutschland spekulierten. Spekulationen sind jederzeit möglich. Menschen, die so spekulieren, sind harmlos. Sie verdienen das Mitleid der Republikaner in Deutschland. Mit den Verschwörern ist es anders, mit jenen nämlich, die die deutsche Jugend vergiften, die der Jugend klarmachen wollen, daß das deutsche Volk nicht mehr unter dem Drucke fremder Uebermacht Knecht sein muß, sondern aus eignem Drängen Knecht sein will. So und ähnlich schallt es in wirren Stimmen aus dem Kyffhäuserverband der Vereine deutscher Studenten. Ehre und Unabhängigkeit fänden sich heute dort, wo Young-Plan und Polenvertrag verworfen werden. Sogar Freiherr vom Stein wird mit einem seiner denkwürdigen Worte aus dem Jahre 1809 beigerufen: „Das Vaterland ist da, wo sich Ehre und Unabhängigkeit findet." Die Berufung auf Freiherrn vom Stein ist absolut ungeschichtlich. Der Freiherr mit seinem glühenden Herzen war ein politischer Mensch, eine große politische Gestalt, der nach der Niederlage Preußens das Härteste auf sich nahm, um politisch den Grund zu einer Befreiung zu legen. Die Hetzer und Wühler unter der deutschen Jugend, die sich jetzt melden, legen weder einen politischen noch einen moralischen Grund für Deutschlands kommende Befreiung. Sie führen nur die Jugend aus dem lebendigen Staat und noch mehr — aus der Gemeinschaft des Volkes heraus.

Doch gibt es im wilden Trubel dieser Tage auch politische Menschen, die in der Opposition standen. Parlamentarische Opposition treiben ist keine Sünde im Staate, kein Vergehen an der Volksgemeinschaft. Wenn man auch denken sollte, daß in Notzeiten des Volkes, in einer Zeitenwende, die Opposition staatspolitische Dinge und Staatsnotwendigkeiten besonders pfleglich behandeln müßte, so muß man doch Verständnis dafür haben, daß in diesen Tagen die pflichtbewußte Opposition sich auch kräftigerer Mittel, um Gehör zu finden, noch bedienen durfte. Die Volkskonservativen haben es daran nicht fehlen lassen. Die Stunde ihrer politischen Prüfung ist aber rasch gefolgt. Sie hatten sich zu entscheiden, ob sie nach der Verwünschung des Reichspräsidenten durch die verlorenen Söhne, durch die unpolitischen Wirrköpfe Deutschlands, sich wieder in die hoffnungslose Opposition zum Staate hineindrängen lassen wollten, oder ob sie, wie sie so hoffnungsreich begonnen haben, den Weg zum neuen Staate festen Schrittes weitergehen wollten. Sie sind den Weg der Pflicht, unbekümmert um das Tagesgeschrei, weitergegangen. Namens der Volkskonservativen Vereinigung hat der Reichstagsabgeordnete Treviranus an den Herrn Reichspräsidenten folgenden Brief gerichtet:

„Hochgeehrter Herr Reichspräsident!
Hochzuverehrender Herr Generalfeldmarschall!

Namens der Volkskonservativen Vereinigung bitte ich Ew. Exzellenz nach den schicksalsschweren Stunden ernster Entscheidung das erneute Bekenntnis unveränderter Treue und Ergebenheit zum Ausdruck bringen zu dürfen.

In dem Ringen um die Abwehr eines neuen Diktates für unser schwergeprüftes Volk haben wir mit Ew. Exzellenz empfunden, in welchem Ausmaß das Bewußtsein persönlicher Verantwortung, das uns alle erfüllte, das Reichsoberhaupt belasten mußte. Wir haben daher tiefes Verständnis für die Größe des Opfers, das Ew. Exzellenz unter Hintansetzung persönlicher Rücksichten der Pflicht gebracht haben. Neben verhängnisvollem äußerem Zwang hat die innere Zerrissenheit der Nation die Handlungs- und Entschlußfreiheit des deutschen Volkes gelähmt. Die Ueberwindung der nationalen Uneinigkeit ist jetzt erst recht dringendstes Gebot. Wir sind bereit, alle unsere Kraft in den Dienst dieser Aufgabe zu stellen und stehen in unerschütterlichem Vertrauen und unwandelbarer Treue zu Ew. Exzellenz."

Das ist ein politischer Brief. Er setzt eine politische, im demokratischen Staate selbstverständliche Tat. Während die politisch Verlorenen die Flucht aus dem Staat fortsetzen, treten die Volkskonservativen in den Staat und in sein politisches System ein. Endlich haben sie begriffen, daß niemand zum Staate kommen kann, der nicht den lebendigen Staat bejaht, ihn nicht umfaßt. Niemand kommt zum Staatskern, der nicht seine Form, seine Umhüllung und sein Gerüst durchschreitet. Von außen her lediglich Kritik zu üben, oder gar, wie es die unpolitischen Menschen tun, dem Staatsgehäuse den Rücken kehren, läßt lebendigen Staatssinn nicht aufkommen. Staatssinn und politischer Sinn müssen zusammen gehen, müssen sogar zusammen fallen. In diesem Zusammenhang muß noch jener abgesprungenen Menschen gedacht werden, die glauben, aus den Unebenheiten, aus den Schattenseiten des parlamentarischen Lebens heraus die Flucht aus dem System des deutschen Parlamentarismus antreten zu müssen. Sie sind keine bösen Menschen, sie sind nur vergrämt, verärgert, sie fühlen sich abgestoßen. Sie finden im Parlamentarismus keinen Kontakt, sie kommen nicht genügend zum Wort. Sie kommen nicht zur Führung, weil sie nicht zur Fühlung kommen. Sie schreiben mitunter glänzende Artikel, die sogar den Weg durch die Weltpresse machen, aber sie entbehren im tiefsten Grunde der politischen Beharrlichkeit und des Mutes, in der Zeit zum Staate zu halten, wo aus Zufall oder Intrige andere vielleicht das tun, was sie selbst gern getan hätten. Es ist schade, daß die Herren Lammers und Hellpach sich so plötzlich distanzierten. Ist ihre Flucht ein Mahnruf, ein Warnruf, so haben sie noch etwas Gutes getan. Aber auf lange Sicht gesehen, ist ihre Flucht doch wirkungslos. Das Tagesgespräch um einen politischen Menschen, der über Bord geht, verstummt rasch. Der graue Alltag des politischen Lebens bedarf immer neuer Impulse, und wer abseits steht oder wer gar grollt, zählt im Tageslauf nicht mehr mit und scheidet aus dem politischen Leben schlechthin aus. —

Nun sind die Gruppen vorbeimarschiert. Der Heerhaufen der Verlorenen und Hoffnungslosen, das Fähnlein der Volkskonservativen, die soeben ihr Banner entfaltet haben, um zum Staate zu kommen, und die Männer, die nach der Flucht aus dem System den unpolitischen Zylinder tragen. Diese Zeilen fließen nicht so von ungefähr aus der Feder. Vielleicht regen sie manchen deutschen Republikaner zum Nachdenken an. Diese Zeilen richten sich an Demokraten, Sozialisten und Zentrumsleute. Derjenige hat die deutsche Republik, derjenige faßt den deutschen Staat, der sich mit keinem Mittel aus dem Politischen herausdrängen läßt, und der in jeder gegebenen politischen Lage den Mut aufbringt, die Dinge vom deutschen Staate her zu sehen. Wie oft sind solche Worte schon in großen Kundgebungen der deutschen Republikaner gefallen, wie oft wurden Mahnrufe und Warnrufe überhört! Die Betrachtung der verschiedensten unpolitischen Gruppen und ein Besinnen auf den Absturz der Verlorenen wird, so dürfen wir hoffen, nicht vergeblich gewesen sein.

Antifaschistische Kundgebungen

Das Reichsbanner ist in den letzten Wochen von der gesamten Rechtspresse heftig angegriffen worden, weil es zu Kundgebungen am 16. März, dem Tage des Zusammenbruchs des Kapp-Putsches, aufgerufen hat: Man wollte darin eine Entheiligung des Volkstrauertags sehen, der bekanntlich auch am 16. März von dem Verein für Kriegsgräberfürsorge veranstaltet wurde. Grundsätzlich haben wir dazu zu bemerken, daß es sich bei diesem sogenannten Volkstrauertag gar nicht um einen Volkstrauertag handelt, sondern um eine private Veranstaltung, die in den meisten Fällen nicht einmal auf der Grundlage parteipolitischer Neutralität aufgezogen worden ist. Dort, wo an diesem Tage wirklich allgemeine Volkskundgebungen zum Gedächtnis der Gefallenen stattgefunden haben, hatte das Reichsbanner auf die Durchführung seiner Kundgebungen verzichtet. Als Beispiel nennen wir Leer (Ostfriesland). Im übrigen handelt es sich bei diesen Angriffen der Rechtspresse um eine nicht mehr zu überbietende Heuchelei. Denn gerade die Kreise um Hugenberg hatten sich ausgerechnet den 16. März, gegen dessen Entweihung durch „parteipolitische Kundgebungen" sie antobten, dazu ausgesucht, um Kreise der Jugend in allerdings komödienhaft verlaufenen Kundgebungen gegen die Annahme des Young-Plans und die Republik zu verhetzen. Die Kundgebungen des Reichsbanners sind in allen Teilen des Reiches unter starker Beteiligung verlaufen. Wir kommen in der nächsten Nummer eingehender auf diese Veranstaltungen zurück. —

Zölle und Handelsverträge

Um europäische Wirtschaftseinheit / Von unserm Genfer Mitarbeiter

Als die Völkerbundsversammlung im vorigen September den Beschluß faßte, einen mehrjährigen Zollfrieden zwischen den europäischen Staaten zustande zu bringen und während des Zollfriedens Wege zu einer nähern wirtschaftlichen Zusammenarbeit zu suchen, waren für die Zustimmung zu dieser Entschließung die verschiedensten Gründe maßgebend. Die Agrarstaaten hofften durch einen Zollfrieden eine Erhöhung der Agrarzölle der Industriestaaten zu unterbinden, während die sogenannten traditionellen Freihandelsländer, die skandinavischen Staaten und Holland sowie England und Belgien, den Hauptwert weniger auf den Zollfrieden als auf die während des Zollfriedens einzuleitenden Herabsetzungen legten. Deutschland ging nicht sehr gern mit; die deutsche Regierung stand vor der im Dezember fälligen Erneuerung der Zolltarifnovelle und stimmte schließlich nur zu, weil Stresemann ebenfalls für eine europäische Zusammenarbeit eingetreten war — wobei allerdings jeder seiner Geheimräte etwas andres aus seinen Worten herauslas. Die Staaten der Kleinen Entente faßten die Zollfriedensidee ebenfalls ziemlich politisch auf; der Gedanke eines internationalen Zollinstituts in Paris wurde von ihnen in den Wandelgängen des Völkerbundsgebäudes diskutiert. Italien äußerte sich sehr zurückhaltend, und die außereuropäischen Länder betonten, daß sie die Angelegenheit nichts anginge — wobei sie die Frage offenließen, wieweit im Völkerbund ein speziell europäisches Problem einer europäischen Lösung entgegengeführt werden könnte und dürfte. Zwei Denkschriften der leitenden Wirtschaftsbeamten des Völkerbundssekretariats versuchten eine europäische Konstruktion zu finden, die mit den Interessen der andern Kontinente vereinbar war.

Die Nöte sind also beträchtlich, in denen sich die Zollfriedenskonferenz befindet, die seit 17. Februar dieses Jahres in Genf tagt. Die Rollen allerdings sind etwas vertauscht, aber die Grundlage der Schwierigkeiten war gleich groß geblieben — es galt immer noch, die ganz verschiedenen Zollinteressen, die ganz verschiedene Zollsituation und die ganz verschiedenen Exportinteressen der einzelnen Länder auf einen Generalnenner zu bringen, der noch dazu möglichst so sein sollte, daß er nicht nur für Europa paßte, sondern den außereuropäischen Ländern später als allgemeine Völkerbundslösung angeboten werden konnte. Die Rollen sind insofern vertauscht, als Deutschland mittlerweile seine Zolltarife erneuert hat und nun als eifrigster Verfechter des Zollfriedens auftrat — wenn, ja wenn dieser Frieden für Deutschland die neuen Zölle anerkannte! Englands Haltung ist dieselbe wie im September, es forderte in der allgemeinen Aussprache der Konferenz den Zollfrieden als Tür zur Zollherabsetzung. Dagegen brach die politische Front Frankreichs und der Kleinen Entente, die im September Zollfrieden mit politischem Paneuropagedanken verbunden hatte, schon zu Anfang der Konferenz auseinander zugunsten einer sich auch in gemeinsamen Sitzungen äußernden Einheitsfront der neun europäischen Agrarländer Polen, Ungarn, Rumänien, Jugoslawien, Estland, Lettland, Litauen, Tschechoslowakei und Bulgarien. Diese neun Länder ließen durchblicken, daß sie dem Zollfriedensgedanken mit ziemlichem Mißtrauen gegenüberstünden, daß sie von der gegenwärtigen Konferenz eine Hilfereichung gegen ihre Agrarnöte erwarteten, und da ihre Agrarkrise in der Hauptsache eine Absatzkrise sei, sei es ihres Erachtens die Aufgabe der Konferenz, einen Weg zu weisen, auf dem die Produkte der europäischen Agrarländer in den europäischen Industrieländern zu guten Preisen abgesetzt werden könnten.

Neben der Konferenz herlaufende Unterhaltungen über den deutsch-rumänischen Handelsvertrag beleuchteten an einem Einzelbeispiel, worauf es ankam. Rumänien wünscht seine Gerste in Deutschland abzusetzen, aber von deutscher Seite konnte Rumänien bewiesen werden, daß nicht der deutsche Gerstenzoll diesen Absatz hindere, sondern die billigeren Preise der auf dem Hamburger Markt erscheinenden argentinischen Gerste, und daß die deutsche Regierung natürlich kein Mittel habe, die deutschen Abnehmer zu zwingen, statt argentinischer rumänische Gerste zu kaufen. Das Beispiel ist typisch, und die Forderungen, die die Agrarländer in einem Programm „der späteren Verhandlungen" zusammenfaßten, bekamen denn auch den Titel „direkter Warenaustausch zwischen den europäischen Agrar- und Industrieländern", und in ihm ist nicht so sehr von der Zollfrage als von der Anknüpfung direkter Verbindungen zwischen Agrar- und Konsumgenossenschaften, von Vorzugsgütertarifen für das europäische Getreide in allen europäischen Ländern und andren Maßnahmen unmittelbarer paneuropäischer Planwirtschaft die Rede.

Dies, vervollständigt mit andern Forderungen, ist das bisherige einzige Ergebnis der Konferenz. Der Zollfrieden scheiterte.

Die Situation, in der die Konferenz in ihre Endberatungen — und eigentlich in ihre ersten praktischen Beratungen hineingeht, zeigt drei Lager. Auf der einen Seite die neun Agrarländer, die zu den eifrigsten Verfechtern eines wirtschaftlichen Paneuropas geworden sind und die der Konferenz ein Programm nach und nach zu verwirklichender wirtschaftlicher Zusammenarbeit unterbreitet haben. Auf der andern Seite die freihändlerischen Staaten am Rande Europas mit besonders starken überseeischen Interessen: England, Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen. Für sie hat nach wie vor nur eins Interesse — die Zollsenkung. Am schärfsten von ihnen lehnte Norwegen die Paneuropa-Pläne der Agrarländer ab. Die dritte Gruppe beginnt sich aus den kontinentaleuropäischen Industrieländern zu bilden; sie kristallisiert sich um eine deutsch-französisch-belgische Linie. Deutschland und Belgien, die anfangs die Führung der Zollfriedensverhandlungen in die Hand genommen hatten, haben in nüchterner Erkenntnis, daß ein europäischer Zollfrieden ohne Frankreich wertlos sei, sich mit Fankreich über den Gedanken einer Verlängerung der Handelsverträge und so über eine teilweise indirekte Zollstabilisierung geeinigt. Italien und Holland sowie die Tschechoslowakei schließen sich dieser Gruppe mehr oder minder eifrig an — wobei die italienische Stellungnahme die einzige scheint, die noch von politischen Gründen diktiert wird, anscheinend ist es Italien peinlich, daß es sich mit seiner Verwerfung der Zollfriedensidee und seinem Hinweis auf die Handelsverträge in derselben Linie mit Frankreich befindet.

Welches praktische wirtschaftliche Ergebnis die Konferenz haben wird, kann noch nicht gesagt werden. Ihr Verlauf aber zeigt eine äußerst interessante Linie: an ihrem Anfang steht die theoretisch-akademische Konstruktion eines Zollfriedens, die bei der Umsetzung in die Praxis auseinanderbricht zugunsten eines Ueberbaues über die bisherige Grundlage, mit denen Europa sich handelspolitisch auseinandersetzte, der Handelsverträge. Nimmt man hinzu, daß die Handelsverträge, auf die der neue französische Vorschlag zugeschnitten ist, die Handelsverträge mit gebundenen Zollsätzen sind, die die kontinentaleuropäischen Staaten im Gegensatz zu England, Dänemark, Norwegen und Holland abzuschließen pflegen, so kann man die Konferenz als ein interessantes Beispiel dafür nehmen, wie eine Wirtschaftskonferenz der europäischen Staaten, selbst wenn sie in den mechanischen Rahmen der Völkerbundstheoretik eingespannt ist, um zu praktischen Ergebnissen zu gelangen, plötzlich an die kontinentaleuropäische wirtschaftliche Situation und an die kontinentaleuropäische handelspolitische Technik anknüpft und auf dieser Basis versucht, eine Lösung zu finden, die in der Hauptsache getragen wird von den großen kontinentaleuropäischen Wirtschaftsstaaten. —

Demokratisierung der Bildung

Von Otto Jacobsen, Heidelberg.

Die Demokratisierung der Bildung ist ein für die Gegenwart sehr zentrales Problem und zugleich eins der schwierigsten. Ebensowenig wie für andre Probleme gibt es hier Patentlösungen; es sei denn die Vorwegnahme zukünftig möglicher Lösungen, wenn die historisch-soziologische Situation eine andre ist.

Es gilt aber in dieser kapitalistischen Umwelt zu leisten und zu verwirklichen. Da muß jeder Weg, jede Tendenz, die Demokratisierung verheißt, bejaht und unterstützt werden.

Selbst wer auf dem Standpunkt steht, daß Bildung aristokratisch ist, wird sich nicht gegen eine Demokratisierung der Bildung und damit der Bildungsanstalten wenden können aus Angst vor Nivellierung und Egalisierung des Geistes. Denn richtig verstandene Demokratisierung bedeutet lediglich: die Möglichkeit der Entfaltung und Bewährung zu geben, anders: Auslese ohne Rücksicht auf Besitz oder Nichtbesitz. Daran glaubt nur „Spießbürgerdemokratie", daß Demokratie bedeute: Gleichmachung, Uniformierung der Intelligenz und Begabung — also Aufhebung der natürlichen menschlichen Unterschiede. Wohl aber wehrt sich Lebensgefühl und Gerechtigkeitssinn des Arbeiters und des wahrhaften Demokraten gegen die Abhängigkeit der Bildungsmöglichkeiten und des Bildungszustandes von der Besitzgliederung. Trotz Artikel 146 der Reichsverfassung: „Für die Aufnahme eines Kindes in eine bestimmte Schule sind seine Anlage und Neigung, nicht die wirtschaftliche oder gesellschaftliche Stellung oder das Religionsbekenntnis seiner Eltern maßgebend", ist auch heute noch Bildung und Besitz identisch.

Ansätze zu einer tatsächlichen Demokratisierung sind vorhanden — damit wurden zugleich die ersten Stöße geführt gegen ein „traditionsgeheiligtes", aber ebenso unmögliches monopolistisches Bildungsprivileg und Berechtigungsunwesen. Den Begabten aus den „untern" Schichten wurde ein Türlein geöffnet zur Universität durch „Kulturexamen" und Arbeiter-Abiturientenexamen. Mit welchen Schwierigkeiten dies Examen — allerdings im Interesse der Sicherung dieser neuen Einrichtung — verknüpft ist, mögen folgende Zahlen aus dem Freistaat Preußen veranschaulichen:

Bisher eingelaufene Anträge (seit Herbst 1923) . .	1270
Davon zur Prüfung zugelassen	499
Davon bestanden	235
Nicht bestanden	204

Diese Ansätze würden aber verkümmern müssen, wenn nicht die studentische Kriegsgeneration, das Sachlich-Notwendige erkennend, die „Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft" organisiert hätte, die inzwischen zu einer machtvollen Institution der Selbsthilfe geworden ist. Sinn und Ziel dieser Organisation ist: a) Erleichterung des Studiums für die studentische Allgemeinheit durch Einrichtung von billigen Mittagstischen, Schneiderstuben usw.; b) Einzelfürsorge — nach dieser Seite hin hat sich mit Recht das Schwergewicht der Arbeit verschoben —, denn damit ergibt sich eine größere Möglichkeit der Auslese und Ausschaltung der Mittelmäßigkeit und Untüchtigkeit. Die im Laufe der Zeit wichtigste „Einzelfürsorge-Einrichtung" wurde die „Studienstiftung des deutschen Volkes". Ihre Aufgabe ist: zu verhüten, daß menschlich und geistig hervorragende Menschen wegen Mangels an Geld dem Hochschulstudium fernbleiben müssen. Maßgebend für die Auslese sind der Stiftung: Begabung und Charakter (menschliche Qualitäten also) und nicht konfessionelle, weltanschauliche oder parteiliche Gebundenheit. Die Stiftung nahm bisher ca. 1100 Personen auf, davon:

Angehörige der Arbeiterschaft	136
Aus der mittleren Schicht	600
Höhere Schicht (Offiziere, Akademiker, höhere Beamte)	330

Die Unterstützung ist ausreichend und geschieht in Form von Monatswechseln und einmaligen Zuwendungen für größere Anschaffungen. Das einzelne Mitglied bleibt souverän und unabhängig. Es liegt nicht im Rahmen dieses Aufsatzes, auf die werdende und in Andeutungen und Tendenzen bereits vorhandene hochschulpolitische Bedeutung der Studienstiftung einzugehen. Die Aufwendungen für die Studienstiftung betrugen 1926/27 490 000 Mark, 1927/28 für 880 Mitglieder 848 000 Mark.

Die Leistung der Wirtschaftshilfe mögen folgende Zahlen verdeutlichen:

Einzelfürsorge 1926/27.

Freitische bzw. Mahlzeiten an 5037 Studierende	290 262	Mk.
Einmalige Studienbeihilfe an 1557 Studierende	58 886	„
Laufende Studienbeihilfen an 361 Studierende	48 876	„
Sonstige Beihilfen (Naturalien) an 1808 Stud.	28 156	„
Für Krankenfürsorge	124 291	„
Für Erholungsaufenthalte an 2202 Studierende	15 074	„
	565 545	Mk.

Von den allgemeinen Erleichterungen, an denen jeder Student teilnehmen kann, seien nur die Studentenspeisungen erwähnt.

Tagesdurchschnitt.

Sommersemester 1926	26 503	Essenportionen
Wintersemester 1926/27	25 308	„
Sommersemester 1927	26 502	„
Wintersemester 1927/28	26 618	„

Also einem guten Drittel der gesamten deutschen Studierenden kommt die „Mensa" (Studentenspeisung) zugute. Der Durchschnittspreis schwankt zwischen 46,1 und 57,7 Pfennig pro Mahlzeit.

Die wirklich grandiosen Leistungen der „Wirtschaftshilfe" zeigt noch der „Amerika-Austausch-Dienst". In der Zeit von 1926 bis 1928 wurden ausgewählt 165 Bewerber, und zwar 128 Diplom-Ingenieure, 29 Diplom-Landwirte, 8 Diplom-Volkswirte.

Die Gesamtsumme der Darlehen für diesen Austausch betrug bis 1. April 1928 126 473.60 Mark.

Ebenso wichtig ist die Darlehnskasse, die solchen Studierenden, die vor dem Abschluß eines Examens stehen, ermöglicht, ohne materielle Sorgen die letzten Semester arbeiten zu können. Die Gesamtaußenstände an Darlehen betrugen am 1. April 1928 6 173 474,61 Mark. Wer Phantasie genug hat, wird erkennen und ermessen, wie ungeheuerlich groß das Gut an dadurch erhaltener Nerven- und Lebenskraft ist.

Die Jahresrechnung 1927/28 der Wirtschaftshilfe schloß mit 2 791 090.54 Mark ab.

Wer Zahlen nicht nur als Zahlen hinnimmt, sondern das dahinter pulsierende kraftvolle Leben spurt, wird einsehen, daß die „Wirtschaftshilfe" ein praktischer Weg der Demokratisierung der Bildung ist. Die Kluft zwischen dem Akademiker und den andern Volksschichten wird, wenn auch nicht gleich beseitigt, so doch vermindert. Wir haben die Hoffnung und den Wunsch, daß einst Geltung haben möge:

Den deutschen Hochschulen
die Besten der Jugend
aus allen Schichten des Volkes.

Unerträglich wäre es, wenn diese sozialpädagogisch so wertvolle Arbeit gestört oder auch nur in der Entwicklung gehemmt würde durch Abstriche im Haushaltsetat. Erstens spielen eine oder auch zwei Millionen in einem Ueber-zehn-Milliarden-Etat gegenwärtig gar keine Rolle — anderseits bedeuten die gestrichenen Gelder einen nicht wettzumachenden Verlust für die Zukunft. Sollten solche Streichungen geplant sein, so müßte eigentlich ein Aufstand aller Fraktionen die Folge sein. —

Lenz Rauft im März . . . / Von Leonie Sruhr

(Schluß.)

Eine Frau reichte ihnen eine Kanne mit kaltem Tee, sie tranken in langen Zügen. Das sah anders aus hier . . . Die Barrikade war zweckmäßig angelegt, Balken, Brunnenhäuser, Schotter verbanden sich zu einem Bollwerk, das größere Sicherheit bot. Und sie besaß vor allem genügend Verteidiger. Die standen jetzt auf Kisten oder andern Unterlagen und gaben Schuß um Schuß auf die schanzenden Soldaten ab. Aber wohlgezielte Schüsse antworteten auch ihnen. Dunkelheit deckte die Straße, Schwärze, die die flackernden Pechfackeln nicht bannten. Im Schutze der Barrikade übten kleine Helfer ihre Tätigkeit aus, gossen Kugeln, zupften Scharpie oder machten sich den Kämpfenden auf andre Art nützlich. Im Rücken dieses Trotzbaues herrschte emsiges Leben, das bis zur nächsten Querstraße, auf die nahen Höfe und in die Stockwerke der Häuser reichte. Irgendwo weinte ein Kind, aus einem Zimmer zu ebener Erde drang Stöhnen, Frauen trugen Essen hinaus. Schweigsam waren die Schießenden. Nur die Getroffenen lösten sich mit einem Ruf oder Schrei taumelnd von ihren Plätzen. Die Kameraden bewegten den Kopf kaum, sie schossen sie lebten noch und für die Verwundeten mußten andre sorgen. Die Straße hallte. Zuversicht, Hoffnung, beseelte die hinter der Barrikade: sie würden sich schon schlagen.

Die drei Freunde fanden sich nach kurzer Rast am Bollwerk ein. Willings Arm war nur angeschrammt, es ging noch. Sie starrten ins Dunkle, das Schirrmann barg, der wohl nicht mehr lebte — ins Dunkle, das auch Wunderlich einschreinte, der in einem Winkel ausruhte. Sie lebten noch, sie atmeten . . .

Es begann damit, daß das Feuer der Truppen anschwoll, daß bald da, bald dort einer aus den Reihen der Kämpfer nach hinten stürzte, den Arm durchlöchert, das Gesicht von Blut überrieselt, beide Hände gegen die Brust gestemmt. Es war bald ersichtlich, daß die Kämpfenden hinter der Barrikade den handwerklich geübten Soldaten sowohl in der Zahl als auch im Können unterlagen. Vereinzelte Schüsse wurden von den bürgerlichen Streitern noch abgegeben, als plötzlich das anhaltende Gewehrfeuer auf der von den Freunden verlassenen Barrikade abbrach. In diesem Augenblick schwangen sich die Soldaten über die Befestigung und stürmten den Verteidigern entgegen. Die Straße war jäh überschwemmt von ihnen. Alles war Ziel — es mußte nur geschossen werden. Die verlornen Schüsse vereinigten sich kurz noch einmal zu einem hellen Knattern, das unvermittelt endete. Denn was tat es, daß dort ein Angreifer stolperte und hier ein Stürmender stürzte . . . Es hinderte nicht, daß in kurzer Zeit einige der Soldaten an der Barrikade anlangten, sich hinüberzogen, — daß der Mann-gegen-Mann-Kampf begann. Das große, gemeinsame Schicksal zersplitterte in die tragischen und heroischen Erlebnisse der einzelnen.

Mann gegen Mann . . . Nur Sekunden dauerte das. Dann war der Hauptteil der Truppe angelangt, eine Welle von rasenden Menschen, in der die Verteidiger verschwanden, ertranken. Die Straße brüllte: Gebrüll von Sterbenden und denen, die sterben ließen. Nur zwei Möglichkeiten blieben — sterben oder fliehen. Rotacker, Silian und Willing versuchten zusammen zu bleiben, sie kämpften Schulter an Schulter, den Rücken an die Hauswand gestemmt und dadurch gedeckt. Sie entgingen dem Geschick, von fünf, sechs Soldaten umkreist, niedergeschlagen zu werden — die erhobenen Hände lähmten den Vernichtungswillen preußischer Truppen nicht. In dem Chaos aus Pulverdampf, letztem, aussichtslosem Ringen, fürchterlichen Schreien und der Nacht, die das blutige Bacchanal wie mit einem Tuch abdeckte, gegen die Ferne abriegelte — aus diesem Strudel versuchten sie kämpfend zur nächsten Haustür zu gelangen. Kugeln umpfiffen sie, Andrängende konnten mühsam abgewehrt werden. Wenige Schritte vor dem Tor bekam Silian einen Kolbenschlag gegen den Hinterkopf. Er drehte sich einmal herum und brach zusammen. Willing und Rotacker gelangten ins Haus. Sie wurden nicht sofort weiter verfolgt: Schüsse aus dem Dunkel waren schwer zu beantworten.

*

Silian erwachte kurz danach. In seinem Kopf wühlte rasender Schmerz, manchmal schien er zu schwinden, dann kehrten die feurigen Stiche verstärkt zurück. Aechzend wandte er sich herum — auf der Straße standen nur noch einige Soldaten, doch kündete wüster Lärm, daß sich die andern an die Durchsuchung der Häuser gemacht hatten. Silian hob den Kopf höher, stützte sich auf beide Ellenbogen — da hatte man ihn auch schon wahrgenommen. Ein Kolbenschlag ins Kreuz stieß ihn hoch. Er schwankte, die Straße durchjagte ein Brausen, die Häuser sanken zueinander, doch es gab keine Zeit, die Sinne zu beruhigen. Silian fiel gegen den Rinnstein hin, erhob sich schwankend und lehnte wie trunken am Gemäuer des nächsten Hauses. Um ihn klagten andre. Gewehre richteten sich drohend auf ihn und seine Gefährten.

Langsam füllte sich die Straße mit Männern, Frauen und halbwüchsigen Jungen, die stumm und verbissen verharrten, da Unschuldsbeteuerungen doch nur mit dem Kolben beantwortet wurden. Von Schlägen angetrieben, setzten sie sich in Viererreihen in Bewegung. Und doch waren das alles nur Auftakte, die von anderm Leid überkrönt werden sollten . . . Auf Umwegen gelangte man ins Schloß. Als die Menge zwei Stunden auf dem Schloßhof gestanden hatte, ging es wieder hinaus, den Spandauer Kasematten zu.

Es wurde langsam heller, der Morgen brach fahl an. Die Wachmannschaften gingen in Abständen an den Reihen der Gefangenen. Sie kamen aus Pommern, Berlin war ihnen auch im Frieden fremd, ja verhaßt. Die Flut der Schmähungen, Demütigungen, absichtlichen Tötungen und Verletzungen — die Gewalt des Hasses schlug schicksalhaft über den Marschierenden zusammen. Wo einer im falschen Tritt ging, zur Seite blickte, geschwächt zurückblieb — der Kolben sauste. Wo einer einen roten Bart trug, durch eine Brille blickte, sein zerfetztes Wams ordnete — der Kolben schlug. Wo jemand sich abhob, ein klein wenig zuversichtlicher war, verhaltenen Zorn im Gesicht, knirschend trotz Gelassenheit — der Kolben ruhte nicht. Bald brachen einige zusammen. Noch ein krachender Schlag und — es ging weiter. Auf den großen Plätzen standen Truppenformationen in Ruhe. Nicht an ihnen vorbei, sondern durch ihre Mitte wurde der Zug geführt. Gassen bildeten sich, in denen es nicht nur Beschimpfungen und Schläge regnete, sondern Kugeln und hammergleiche Kolbenschläge. Man fiel da oder dort hin. Der dezimierte Zug schleppte sich weiter, vorbei an den Trümmern stolzer Barrikaden, unendliche Stunden vom adligen Menschtum der Empörung entfernt. Von einem Haus winkte man den Gefangenen. „Wartet, Bürger, wir holen euch wieder! Freiheit! Kugeln scheuchten die Rufenden zurück. Auf den Gefangenenfahrten starben in Berlin mehr Barrikadenkämpfer — oder die als solche aufgegriffen waren — wie bei den Straßenkämpfen selbst.

Silian ging es schlimm. Er war hochgewachsen und das reizte einen kleinen Quäler, der geschäftig an den gebeugten Reihen entlang lief. Schweigend, aber von gesammelter Wut zuinnerst belebt, stapfte er vorwärts, duckte sich, fiel, sprang, taumelte. Es ging weiter. Man spuckte, brüllte sie an. „Wat wullji? Preßfreihit? Wi warren sie euch gewen!" Krachen und Schreien, weiter!

Silian sank wie viele . . . Eine neue, jähe Benommenheit ließ ihn aus der Reihe torkeln, er warf den schmerzenden Kopf hoch — wie das stach . . . Wie die aufkommende Helle den Schädel versengte . . . Der kleine Soldat sauste heran. Sein Schlag war gründlich, es hallte dumpf . . . Der Gefangene schwankte, hielt sich kurz auf einem Bein, stürzte vornüber. Noch ein Schlag. Mochte das lange Aas liegenbleiben. Wird doch nur ein Pole oder Franzose gewesen sein.

Weiter . . . Da hielt einer nicht Schritt . . .! Und der Kolben stand hoch . . .

*

Sie flitzten die dunkeln Treppen hoch, Willing zwang sich durch ein Dachfenster und zog Rotacker nach. Ihre Schritte hasteten polternd über die Dächer. Da lag Berlin umsponnen von Finsternis, die an manchen Stellen flackerndes Licht durchglomm. Langsam kamen sie aus dem Laufen ins Schreiten. Die Landschaft ihrer Stadt dehnte sich weit nach überall, — aus der Schwärze hoben sich zögernd einzelne Gebäude, von Dunkelheit umwogt, gehalten. Und da sie sich an die nächtliche Ruhe gewöhnt hatten, schien es, als klinge von fern her das gedämpfte, verworrene Geräusch vieler Kämpfe, Schreiens und Lärmens. Der Wind entführte die wilden, verzweifelten und jubelnden Laute aus den vielen verwinkelten Gassen: sie horchten in ihn hinein. Da unten starb, blutete, opferte man! Und das seltsame Lauschen erschien ihnen feige, es lockte mehr, das Gesicht an die Sparren zu pressen, das Gewehr anzuschlagen — sie kamen wieder in Trab. Ein Abgrund zwischen den Häusern wurde im Sprung überwunden. Noch einige Häuser, Sprünge — dann gähnte eine Tiefe auf, die nicht zu überspringen war. Das letzte Haus fiel gegen einen freien Platz hin ab.

Die Runde dort unten leuchtete schwach auf im Fackelschein. Sie sahen eine Barrikade, an der sich Männer bewegten — und riefen. Köpfe drehten sich nach oben, mißtrauisch den Rufern aus dem Dunkel zugewandt. Es bedurfte noch einiger Argumente, dann wies man den Freunden eine Dachkammer, zu der sie sich hängend hinabließen. Auf der Straße eilten ihnen die Verteidiger entgegen, fragend, erstaunt, — aber ein Wort ließ sie wieder ihre Plätze einnehmen. Dem Führer, einem Maschinenbauer, Siegrist, erzählten sie kurz ihre letzten Erlebnisse. Er konnte noch zwei Gewehre beschaffen.

Die Männer dieser Barrikade hatten noch nicht im Kampf gestanden. Aber die Befestigung, hinter der sie warteten, glich einem Kunstwerk. Daneben waren die Fenster der angrenzenden Häuser mit den besten Schützen besetzt, auf den Dächern harrten ganze Ladungen Steine ihrer Bestimmung — dennoch schien der Kampf einige Straßen vor ihnen zu versacken. Dort vermutete man hinter einer Barrikade Truppen. Willing und Rotacker, mit verschmutzten, pulvergeschwärzten Gesichtern, wirkten bizarr auf die Verteidiger. Sie schämten sich fast. Siegrist wurde von Bitten und Klagen gleichermaßen bedrängt.

Schließlich nahm er Rotacker zur Seite. Der ließ sich seinen Weg genau beschreiben, versammelte ein gutes Drittel der Kämpfenden um sich und stieg mit ihnen auf eines der Dächer, die eine neue Straßenflucht einleiteten. Willing blieb bei dem Maschinenbauer.

Es galt sehr vorsichtig zu sein. Die Straße wurde bis zur andern Barrikade von keiner Querstraße unterbrochen, man konnte also mit einigem Glück die Soldaten umgehen und sie von oben unter Feuer nehmen. Rotacker löste seine Aufgabe. Im ungewissen Licht erkannte er an dem halb zerstörten Befestigungswerk Monturen der Soldaten. Allerdings schien die Zahl der sichtbaren Kämpfer recht schwach, so daß die Möglichkeit von Reserven in den Häusern zu beachten war.

Stumm verfolgten sie vom First aus das Tun der einzelnen Soldaten. Siegrist, der an den Straßenwänden vorstoßen sollte, konnte nicht mehr allzu fern sein, als plötzlich der Arm eines Mannes unten hoch ging, von einem lauten Ruf begleitet. Er gab ihnen das Signal. Ihre Schüsse fegten hinunter. Vom Pulverdampf in der Sicht behindert, nahmen sie dennoch wahr, wie aus den angrenzenden Häusern Soldaten stürzten, die sich zwischen den Verwundeten und Toten auf der Barrikade festsetzten. Das Feuer vom Dach zerfetzte. Doch es hemmte die kurze Gegenwehr der Truppe. Als Siegrist heranstürmte, schlugen sie ein Dachfenster ein und eilten über die Treppe zur Straße.

Siegrist stand hinter der Barrikade. Er holte mit der Hand aus, so, als wollte er sie wie einen ungestümen Gruß auf die Schulter Rotackers niedersausen lassen. Aber sie verkrampfte sich zur Faust und die Faust wühlte sich in des Schmiedes Rock. Beide starrten sich an. Ruhig, wie versteint, das Antlitz des Führers im ausdruckslosen Blick — und fragend, nichtverstehend, unstät das Gesicht Rotackers, vom windwandernden Licht einer Fackel erhellt. Ihre Blicke verfingen sich ineinander — eine Brücke von ernster, gläserner Klarheit zu quälender, schmerzgroßer Unruhe. Bis den Schmied unvermittelt eine Ahnung durchflammte, wie ein Sturz von Helle durch Himmel aus Nacht:

„Willing . . .!?" —

„Als einziger . . ."

Der Schmied Rotacker, bärenstark und willensfest fern von der milden Gewalt der Gefühle — der Schmied Rotacker krümmte sich und sein Kopf sank nieder.

„Ich bin der letzte von uns."

Das Licht der Fackel tanzte über sein Haar.

*

Hinter den Heerzügen der Kiefern, aus der sandigen Weite des märkischen Landes, ersteht die Stadt wie ein Vision. Ihre Schlote und Fabriken liegen wie auf der Lauer zu größern, eisernen Werken. So sah sie Rotacker noch einmal. Die Wanderschaft des Frühlings endete in Heimkehr. Schon war sein Brausen verflogen, die Luft barg Wärme und Friede. Es war Zeit, die Stadt zu verlassen. Hier draußen tönte die verwilderte Musik des März noch. Einsam, aber von den toten Gefährten unsichtbar begleitet, wanderte Rotacker ins frühlingsoffene deutsche Land. —

Kameraden, werbt für unsre Presse!